

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 7

Artikel: Hundert Männer und eine Frau in Radium-City : der Schatz im Polareis
Autor: Derley, W.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666313>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tür offen gelassen oder ob er am Morgen früh eine Ausrede gefunden hatte, um seiner Christina ein Schnippchen schlagen zu können, das habe ich nicht erfahren. Genug! Am Neujahrmorgen um sechs Uhr fand ich die Haustüre offen, ich schlich behutsam und bedächtig hinein, stieß die bloß sachte angelehnte Stubentüre auf, und, um ja nicht zu spät zu kommen, donnerte ich gleich in die Stube: „Ein glückliches neues Jahr, Tante Christina!“

Meine Vorsicht war gar nicht überflüssig ge-

wesen. Denn schon fand ich im Halbdunkel die Gotte im Unterrock vor dem Bett. Diesmal war doch sie die Überrumpelte. Sie fand aber sofort die Sprache: „Ja, ja, auch dir ein gesegnetes Jahr, mein Kind! Wie bist du, Malefizschlingel, aber auch hereingekommen?“ —

Der Onkel, ihr Mann, gähnte laut und unschuldig im Bett: „Hans, du bist heute früh aufgestanden, he!“

Tante Christina warf sich den Oberrock über: „O du alter Duckmäuser, du!“

Hundert Männer und eine Frau in Radium-City.

Der Schatz im Polarkreis.

Von W. A. Derley.

Es wäre falsch zu glauben, daß es genüge, irgendwo auf der Welt ein wertvolles Mineralvorkommen zu finden, um ein gemachter Mann zu sein. Man macht sich im allgemeinen keine Vorstellung davon, welche unglaublichen Anstrengungen und Entbehrungen jene Männer zu erdulden haben, die die wenigen unerforschten Gegenden unserer Welt durchsuchen, um die dort verborgenen Schätze zu finden und schließlich nach langer Mühe auszuwerten.

Die glückliche Schneeblindheit.

Zwei Männer dieses Schlages, die bereit waren, die Gefahren und Entbehrungen der Arktis auf sich zu nehmen, waren Gilbert La Bine und sein Partner Charly Saint Paul. Im Jahre 1930 befanden sich beide am Ufer des Großen Bärensees in Kanada und beschäftigten sich damit, die Mineralvorkommen dieser Gegend systematisch zu erforschen. Keine kleine Aufgabe! Der Große Bärensee erstreckt sich über 15 000 Quadratmeilen, die während mehr als neun Monaten im Jahr nichts anderes als eine arktische Eiswüste sind. La Bine und Saint Paul waren damals in einer ziemlich verzweifelten Stimmung. Die nicht sehr hochwertigen Silbervorkommen, die sie entdeckt hatten, lohnten, so hoch im Norden, 1500 Kilometer vom nächsten Eisenbahnpunkt, nicht den Abbau. Und ihre Stimmung wurde nicht besser, als plötzlich vom hohen Norden her ein Schneesturm losbrach, eines jener Naturereignisse von unvorstellbarer Gewalt, die selbst den erfahrenen und kühnen Forscher des Nordens das Fürchten lehrt.

Und um das Maß des Unglücks vollzumachen, wurde Saint Paul Schneeblind. La Bine gelang es, im Windschatten eines Felsens ein Zelt auf-

zurichten, und er brachte seinen Kameraden dort unter. Es folgten Tage, da Saint Paul blind im Lager blieb und ungeduldig wartete, bis er wieder sehen könne. Inzwischen suchte La Bine die Umgebung ab, stöberte da und dort unter der Schneedecke herum, und eines Tages fand er einen etwa nußgroßen jetschwarzen Stein, den er nicht kannte. Er steckte ihn ein und ging wieder ins Lager zurück. Dort leerte er seine Funde aus der Tasche und legte sie auf eine leere Proviantkiste, um sie später zu untersuchen. Er kochte für seinen Kameraden und sich das Abendessen und legte sich dann bald müde zur Ruhe.

Licht leuchtet aus der Finsternis.

In der Nacht weckte ihn Saint Paul und bat ihn um einen frischen Umschlag. La Bine richtete sich auf, seine Hände tasteten nach der Lampe. Da sah er, daß von der alten Proviantkiste neben seinem Lager ein phosphoreszierender Glanz ausstrahlte.

La Bine erschraf. Nicht aus Angst, denn er war weder furchtsam noch abergläubisch. La Bine wußte, daß dieses Leuchten nur eines bedeuten konnte, und das wäre ein unerhörter Glücksfall gewesen, so phantastisch, daß La Bine nicht wagte, daran zu glauben. So schwieg er.

Aber am nächsten Morgen eilte er zurück zu der Fundstelle. Nach stundenlangem, waghalsigem Klettern zwischen Felsen und Eis gelang es ihm, festzustellen, woher jener nußgroße jetschwarze Stein stammte. Und dann stand er mit vor Erregung klopfendem Herzen vor dem größten und wichtigsten Bechblendevorkommen der Erde, das durch einen Zufall entdeckt wurde, nämlich die Schneeblindheit Saint Pauls.

Wertlose Millionen.

Man sollte meinen, daß La Bine und Saint Paul von nun an gemachte Leute waren. Denn Pechblende ist gleichbedeutend mit Radium, und Radium kostet 75 000 Dollar pro Gramm. Trotzdem brauchten La Bine und Saint Paul Jahre, ehe ihre Entdeckung ihnen etwas zu tragen begann.

Sie kehrten zurück in die Zivilisation, zu jenen Männern, deren Unterschrift auf einem Stück Papier die Realisierung eines Projektes ermöglicht, die die Gegend im Polarkreis zwar nicht kennen, die aber den Kopf schüttelten, als La Bine und Saint Paul ihnen vorschlugen, das Pechblendevorkommen am Großen Bärensee zu exploitiern. Diese Männer sagten: „Der nördlichste Eisenbahnkopf ist Edmonton. Zwischen Edmonton und dem Großen Bärensee liegen etwa 1500 Kilometer unerschlossenes Land. Keine Straßen, kaum schiffbare Flüsse, Berge. Zehn Monate im Jahr ist der Große Bärensee fünf Meter tief zugefroren. Berechnen Sie einmal, wieviel Tonnen Pechblende man braucht, um ein Gramm Radium zu erzeugen, berechnen Sie, was der Transport der Pechblende nach Edmonton kosten würde, und Sie werden erkennen, daß das Pechblendevorkommen wertlos ist.“

Die Geschichte vom Propheten und dem Berg.

La Bine und Saint Paul hörten diese Antwort, die in ihrer Art sachlich begründet war, vielleicht ein dutzendmal. Trotzdem konnten die Ablehnungen ihren unerschütterlichen Glauben nicht verrücken. Denn La Bine und Saint Paul hatten ihren Fund gesehen, ihn berührt; für die beiden lag er nicht in unerreichbarer Ferne.

Die beiden Partner überlegten. Und dann dachten sie: Wenn der Prophet nicht zum Berg kommt, dann kommt der Berg zum Propheten. Wenn man also die Pechblende nicht in die Fabriken schaffen kann, weil die Transportkosten zu hoch sind, so muß man die chemischen Fabriken zur Pechblende schaffen.

Das war eine neue Idee. La Bine und Saint Paul begannen von neuem die Kunde bei den Finanziers zu machen. Sie redeten, rechneten, entwickelten Phantasie und — schließlich überzeugten sie.

Flugzeuge wurden gechartert, die von Edmonton aus zum Großen Bärensee flogen und dort aus ihren Bäuchen alle jene Dinge entluden, die zum Bau eines Bergwerkes, einer chemischen

Fabrik und einer kleinen Stadt erforderlich sind. Das war die Geburt von Radium-City.

Hundert Männer und eine Frau im Polarkreis.

Heute leben hundert Männer und eine Frau in Radium-City am Großen Bärensee. Diese hundert Männer bauen dort Pechblende ab und konzentrieren dieses Material auf ein Hundertstel seines Gewichtes, so daß sich der Transport rentabel gestaltet. Trotzdem kostet eine Tonne Fracht Radium-City-Edmonton noch immer 1500 Dollar, und der Transport von Edmonton nach Port Hope, wo der chemische Endprozeß durchgeführt wird, ist gleichfalls nicht billig. Diese hundert Männer arbeiten in drei Schichten 24 Stunden im Tag.

Der Leiter der Anlagen in Radium City ist Mr. Emil Walli, der mit seiner Frau, einer ehemaligen Radiumspezialistin im Spital von Toronto, für das Wohl und Wehe seiner Untergebenen verantwortlich ist.

Es läßt sich leben in Radium-City.

Und man muß sagen, daß es sich in Radium-City leben läßt. Jeder Arbeiter erhält bei freier Station einen Mindestlohn von 4 bis 5 Dollar im Tag. Das Essen ist vorzüglich, und um die Quartiere können manche Kollegen im Süden sie beneiden. Die Bezahlung ist doppelt gut, denn die Arbeiter in Radium-City haben kaum die Möglichkeit, ihr Geld für andere Dinge auszugeben als für Zigaretten, Briefmarken und zusätzliche Gaumengenüsse. Allerdings darf man nicht die Kartenpartie vergessen, die dort genau so wie der Abbau und die Verarbeitung der Pechblende 24 Stunden im Tag dauert und schichtweise fortgesetzt wird.

Aber auch für jene Arbeiter, die nicht Karten spielen wollen, ist gesorgt. Ping-Pong, Radio, eine reichhaltige Bibliothek und Billardbretter sorgen für eine angenehme Freizeitgestaltung. Ein kleiner Laden, in dem man alles kaufen kann, was man braucht, von Zahnpasta bis Wollsocken, Zigaretten und Briefpapier, Tomato-Ketch-up und Whisky. Die Wohngebäude sind gleichfalls mit allem Komfort ausgestattet, elektrischem Licht, fließendem heißem und kaltem Wasser, Zentralheizung. Auch in sanitärer Hinsicht wird für die Arbeiter gesorgt. Duschräume, obligatorisches Wechseln der Kleidung bei Antritt und Verlassen der Arbeitsräume sorgen dafür, daß dem Arbeiter aus der Pechblendenverarbeitung kein gesundheitlicher Schaden erwächst.

Nur einen Nachteil hat das Leben in Radium-City: Man ist ein wenig abgeschnitten von der Welt. 1500 Kilometer bis Edmonton, die das Flugzeug zwar im Laufe eines Tages leicht bewältigt, aber dieses Flugzeug wird hauptsächlich dazu verwendet, um Lebensmittel und Material in die einsame Stadt und konzentrierte Pechblende nach Edmonton zu schaffen.

Für die Welt der Kranken.

Als La Bine und Saint Paul das Pechblendenvorkommen am Großen Bärensee entdeckten, gab es auf der ganzen Welt nur etwa 600 Gramm Radium. Der Großteil dieser kostbaren Substanz stammte aus Belgisch-Kongo, aus Joachimstal und aus Amerika. Seit Radium-City arbeitet, hat sich die Radiumproduktion nicht nur vervielfacht, sondern es ist auch der Preis gesunken.

Trotzdem ist Radium noch immer eine der kostbarsten Substanzen, und das liegt in erster Linie an dem ungeheuer komplizierten Herstellungsprozeß.

Aus zwei Tonnen der auf ein Hundertstel ihres Gewichtes konzentrierten Pechblende, die per Flugzeug von Radium-City nach Edmonton gebracht und von dort teils per Bahn, teils per Schiffsfracht nach Port Hope gebracht wird, wird nach 33 verschiedenen, äußerst komplizierten chemischen Prozessen in den Fabriken immer erst ein winziger Punkt Radium hergestellt, der den Bruchteil eines Gramms wiegt. Aber selbst der Bruchteil eines Gramms Radium genügt, um in den Händen erfahrener Ärzte den überall auf der Welt harrenden Kranken Linderung, ja manchmal auch Heilung zu verschaffen.

Du und die andern.

Während mancher tüchtige, begabte und fleißige Mann strebt und ringt, vorwärtszukommen, fallen andern weniger begabten und strebsamen Menschen die reifen Früchte des Lebens geradezu in den Schoß. Jener weniger Glückliche steht grollend zur Seite und klagt darüber, daß den anderen nur durch Gönner und Freunde der Weg geebnet wurde.

Gewiß, das ist wohl wahr. Aber daß diese Glücklicheren sich solche Gönner und Freunde zu erwerben verstanden haben, ist auch ihr Verdienst. Sie haben frühzeitig eingesehen, daß nur ganz Mächtige, nur Genies, oder nur besonders vom Glück Begünstigte allein, auf sich selbst gestellt, vorwärtskommen. Man muß sich Freunde erwerben und den Menschen bekannt zu werden trachten.

Ein solches Streben ist durchaus nicht unehrenhaft. In jedem Beruf ist es vorteilhaft, daß sich andere Menschen für einen interessieren. Auch der Handwerker kann nicht allein durch seine Tüchtigkeit und durch seinen Fleiß vorwärtskommen. Wer eine Arbeit zu vergeben hat, gibt sie lieber einem Mann, der ihm bekannt ist, und kennt er selbst keinen Handwerker für die betreffende Arbeit, so läßt er sich von einem andern einen empfehlen.

Und nicht nur um im Geschäft vorwärtszukommen, auch um unser Lebensglück in der Ehe zu finden, brauchen wir den Freund und Bekannten, wenn nicht ein blinder Zufall uns dieses Glück in den Weg stellen soll. Und wenn uns auch nicht Freunde und Bekannte auf einen freien

Posten durch ihre Gönnerschaft zu schieben brauchen, so ist es doch für uns von Vorteil, wenn sie uns rechtzeitig auf sein Freiwerden hinweisen können. So gibt es vielerlei Gelegenheiten, bei denen ein großer Bekannten- und Freundeskreis nützlich und förderlich ist.

Aber wie erwirbt man sich Bekannte? Wie wird man mit Fremden bekannt? Es ist zweifellos, daß der Süd- und Westschweizer dazu mehr Geschick hat als der Ostschweizer, der zurückhaltender ist und sich, wenn er in eine Gastwirtschaft oder in ein Café kommt, ein leeres Tischchen aussucht, während der Westschweizer gerade im Gegenteil sich nur an einen Tisch zu setzen pflegt, an dem schon jemand sitzt, um mit ihm plaudern zu können, was denn auch alsobald geschieht.

Im allgemeinen wird man auf Reisen, in Badeorten und Sommerfrischen leichter bekannt. Das hat ja nun freilich die Ursache, daß man kaum bei irgendeiner Gelegenheit daheim so viel Zeit zum Bekanntwerden hat.

Indessen ist wohl auch noch ein anderer Grund vorhanden: in der Fremde gibt man sich freier. Man fühlt sich losgerissen von der Alltäglichkeit der geschäftlichen Pflichten und beschäftigt sich leichter mit anderen Dingen. Man ist dort nicht mehr Kaufmann, Beamter, oder was man sonst zu Hause im Berufe ist, sondern ist vor allem ein zwangloser Mensch, der alle die Rücksichten und Sorgen seines Wirkungskreises abgeworfen hat. Man achtet auch nicht so peinlich auf alle Standes- und andere Rücksichten.

Das kann man aber auch daheim; man kann